Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 28. Posen, den 15. Juli. 1883.

Die ersten Thränen.

Novelle von Julius Keller.

(Fortsetzung.)

„Ob er stets die Wahrheit spricht?" fragte Hortense endlich; dann wurde ihr Blick lebhafter und sie rief: „Schnell, Onkel, fahre ihm nach! Er sagte, daß er von hier aus zur Baronin Güldenstern wolle. Ich muß wissen, ob er wirklich erst nach mir zu ihr gefahren ist! Du mußt sofort zu ihr!"

„Zur Frau Baronin?" fragte der alte Herr ängstlich, — „was soll ich denn bei der Dame? Ich kenne sie kaum, und — Du weißt, ich bin dem schönen Geschlecht gegenüber etwas befangen."

„Ueberwinde diese Befangenheit mir zu Liebe einmal, bester Onkel!"

„Aber was soll ich denn der Frau Baronin sagen?"

„Eine schöne Empfehlung von mir, ich hätte gehört, sie sei unwohl und ließe mich nach ihrem Befinden erkundigen! Du wirst dann gesehen haben, ob Herr von Bergstein dort ist und kannst Dich gleich wieder empfehlen. Komm, lieber Onkel, thu' mir den Gefallen!"

Damit reichte sie dem alten, zaghaften, aber von dem Eifer der angebeteten Nichte entzückten Onkel den Hut, umarmte ihn und drängte ihn sanft zur Thüre.

„Du bist doch ein Teufelsmädchen!" sagte Herr von Roden endlich lachend und ging wirklich.

II.

Herr von Bergstein hatte die Wahrheit gesagt. Er war bei der Frau Baronin von Güldenstern, als Hortense's Onkel daselbst seine seltsame Visite machte. Strahlenden Gesichtes erschien derselbe eine Stunde später wieder bei Hortense und theilte ihr mit, welch' glänzendes Zeugniß er für den wahrheitsliebenden Charakter des aufgestellten Heirathskandidaten erhalten habe. Daß Herr von Bergstein der Baronin, als er sich empfahl, mittheilte, er wolle nun direkt zu dem schönen Fräulein von Roden fahren, das hatte der alte Herr nicht mehr hören können, da er früher gegangen war.

Hortense wurde durch des Onkels Mittheilung augenscheinlich angenehm berührt und widmete sich fortan mit lebhaftestem Interesse der Aufgabe, alles Wissenswerthe über Herrn von Bergstein zu erfahren. Allabendlich erstattete der rührige Onkel ihr Bericht über das, was er erfahren hatte — und es waren ausschließlich nur Bestätigungen über den ehrenwerthen Charakter und den guten Ruf des eleganten Kavaliers. Nur über sein Alter erhielt Hortense keine Gewißheit; auch die besten Freunde Bergsteins, die der alte Herr Roden mit großer Schlauheit auszuforschen suchte, konnten darüber keinen Aufschluß ertheilen.

So verging eine Woche, während welcher Herr von Bergstein dreimal in Angelegenheiten des Bazars bei Hortense vorsprach. Jedesmal betrachtete die schöne junge Dame den stattlichen jungen Mann mit forschenden Blicken. Jeden Abend, wenn sie zur Ruhe ging, legte sie sich die Frage vor, ob während des vergangenen Tages ein Gefühl der Liebe für Bergstein in ihr erwacht sei, und immer mußte sie auf diese Frage mit einem bestimmten Nein antworten. Sie fühlte wohl, daß dieser Mann liebenswerth sei, er beschäftigte unausgesetzt ihre Gedanken, und die Unterhaltung mit ihm gewährte ihr Zerstreuung und Befriedigung, aber ein wärmeres herzliches Gefühl für ihn erwartete sie vergebens. Sie ahnte wohl, wie heiß und glühend das Gefühl eines Herzens sein müsse, um es Liebe nennen zu können!

Hortense war ziemlich verstimmt ob der ihr bereiteten Enttäuschung. Schon begann der Heirathsplan sie zu langweilen.

„Ich habe es mir nicht so schwer vorgestellt, sich zu verlieben," sagte sie eines Tages scherzend zum Onkel, „ich vermag mich für Bergstein nicht zu erwärmen, wir werden ihn aus der Liste streichen müssen."

„Warten wir ab, ob und bis der Rechte kommt."

Es war am Nachmittag desselben Tages, als dem Fräulein Hortense von ihrem Kammermädchen ein Herr angemeldet wurde, der eine Bitte an sie zu richten habe. Er sei nicht gerade elegant gekleidet, meinte Nanette.

„Ich lasse ihn bitten, einzutreten," sagte Hortense und fügte dann verweisend hinzu: „ich habe Dir schon oft gesagt, Nanette, daß ich es nicht wünsche, einen Menschen nur nach dem Kleide, das er trägt, beurtheilt zu sehen. Unterlasse für die Folge derartige Bemerkungen."

Nanette führte den Fremden herein.

Es war ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Eine mittelgroße, schlanke, ebenmäßige Gestalt mit einem echten, dunkellockigen Künstlerhaupt. Sein Gesicht sah blaß und leidend aus, zeigte aber edle, regelmäßige Züge und wurde durch dunkle, glühende Augen belebt. Er trug trotz der herrschenden Kälte nur ein abgetragenes Sammetjaquet und machte den Eindruck eines gebildeten, aber darbenden Menschen.

Mit einem freundlichen Lächeln empfing Hortense den Fremden, ihn durch eine höfliche Handbewegung auffordernd Platz zu nehmen.

Er neigte dankend den Kopf.

„Mein Name ist Georg Christ, ich bin Maler," sprach er. „Mein eigentliches Genre ist die Porträtmalerei. Ich wage es, mit einer großen Bitte vor Ihnen zu erscheinen, mein gnädiges Fräulein. Sie würden mich durch die gütige Erfüllung derselben sehr glücklich machen."

Die Stimme des Fremden klang weich und melodisch. Er hatte eine ruhige, gesetzte Art, zu sprechen.

„Die Malerei ist ein schöner, edler Beruf," warf Hortense ein, als der junge Mann, um eine Entgegnung abzuwarten, einen Augenblick schwieg.

„Gewiß," sagte er dann leuchtenden Auges, „die Malerei ist eine erhabene Kunst, — aber der Künstlerweg ist ein steiler, dornenvoller. Man kann leicht zu Grunde gehen, ehe ein Ziel erreicht ist."

Seine Worte klangen einfach und schlicht, sie berührten Hortense sehr sympathisch.

„Ich glaube es," sagte sie leise und warf einen mitleidigen Blick auf den reduzirten Anzug des Malers.

„Wir bedürfen außer unseres Talentes, außer unserer Kunst — noch eines Etwas, ohne das wir nichts, gar nichts erreichen können — das ist Glück! Freilich, jeder Sterbliche bedarf desselben, um ein Ziel im Leben zu erreichen, aber wir Jünger der schönen Künste sind leider am allermeisten auf die launische Hilfe Fortuna's angewiesen."

„Man sagt, daß das Glück schwer zu erringen sei," sprach

Hortense, gern und willig auf die Unterhaltung eingehend, „ich kann das nicht verstehen. Ich war immer glücklich!“

„Deshalb eben hoffe ich, gnädiges Fräulein,“ sagte Georg warm und zuversichtlich, „daß Sie einen kleinen Theil Ihres Glückes einem armen strebsamen Jünger der Kunst zugute kommen lassen.“

Hortense wurde ein wenig verwirrt. Es genirte sie, den interessanten jungen Mann sich vor ihr demüthigen zu sehen. Sie erwartete die Bitte um ein Darlehen.

„Ich will Ihnen gern dienen, soweit es in meiner Macht steht,“ entgegnete sie befangen, den Blick verlegen zu Boden senkend.

Ueberrascht sah der Maler sie an. Ihr Zartgefühl schien ihm wohl zu thun.

„Es handelt sich,“ fuhr er dann fort, „bei uns nur darum, einen entscheidenden Schlag zu thun, einen Erfolg zu erringen, von dem gesprochen wird. Hat ein Bild eines Malers erst Sensation erregt, so wird er bekannt, so wird sein Name genannt. — Ich habe mir das vorläufige Ziel gesteckt, solch' einen Sieg zu erringen, und zu diesem Zwecke wage ich es, eine große Bitte an Sie zu richten, gnädiges Fräulein, die Bitte, sich von mir malen zu lassen!“

Die lebhafteste Ueberraschung spiegelte sich in den blauen Augen Hortense's. Sie hatte ihre Gefühle so wenig beherrschen gelernt, daß sie laut ausrief:

„Ah, das erwartete ich nicht! — Und wieso versprechen Sie sich Erfolg durch mein Porträt?“

„Ihnen darauf zu antworten,“ sagte der Maler, „würde wie ein fades Kompliment klingen. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn ich Ihr Porträt auf die Kunstausstellung bringe, der Sieg mir gewiß ist!“

Hortense sah ihn nachdenklich an.

„Man spricht gewöhnlich nicht gut von den Leuten, die sich malen und öffentlich ausstellen lassen,“ sagte sie. „Ich habe mich selber oftmals darüber gewundert, das Bild irgend einer Frau lebensgroß in einer Gemäldeausstellung prangen zu sehen. Nun sollte ich es selbst nicht besser machen? . . . . Können Sie sich nicht vielleicht an irgend eine Sängerin oder Tänzerin wenden?“

„Sie weisen mich also ab?“ fragte er niedergeschlagen.

„Oh, wir sind noch nicht am Ende, mein Herr,“ entgegnete sie lebhaft, „lassen Sie uns die Angelegenheit berathen. Ich sehe wirklich nicht ein, warum das Porträt einer Sängerin oder Tänzerin Ihnen nicht weit eher Sieg und Ruhm einbringen sollte, als das meine?“

„Weil man von solchen Künstlerin schon so viele gute Porträts gesehen hat, daß ein neues Bild kaum auffiele. Das Porträt einer schönen, jungen, reichen Dame aus der besten Gesellschaft muß dagegen Aufsehen erregen. Es erweckt ein gewisses Interesse, die lebhafteste Neugier für den Maler. Er erhält einen Nimbus durch die Ehre und das Glück, eine solche Dame gemalt zu haben, — er wird eine bekannte Persönlichkeit. Das ist das Ziel, welches ich zu erreichen strebe, gnädiges Fräulein, — Sie sehen, ich verhehle Ihnen nichts!“

Der ungezwungene Ton, das sichere, zuversichtliche und doch bescheidene Auftreten des jungen Mannes zog Hortense unwiderstehlich an.

„Bei Ihrem Herrn Onkel war ich bereits, um seine Erlaubniß zu dem Unternehmen, falls Sie, gnädiges Fräulein, einverstanden wären, zu gewinnen.“

„Und was sagte er?“ fragte Hortense eifrig.

„Der alte Herr war ziemlich böse auf mich; er sagte, daß er Ihnen gar nichts zu erlauben hätte, daß Sie stets nach Ihrem eigenen Ermessen handeln dürften! Selbstverständlich füge er sich auch in dieser Angelegenheit ganz Ihrem Willen!“

„Der gute Onkel! — Wollen Sie mir einige Tage Bedenkzeit gestatten, mein Herr?“

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein.“ Er nahm seinen Hut. „Ich hoffe, daß Sie mir nicht böse sind, wenn ich Sie mit meiner Bitte belästigte. Der Kampf um's Leben ist schwer, sehr schwer, und wer darin gewinnen will, muß wagen!“

„Sie haben Recht!“ sprach sie lebhaft, „ich will mich selber auch nicht lange mit dem Bedenken quälen. — Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, mein Herr, — malen Sie mich!“

Exzentrisch, wie Hortense war, interessirte sie die Idee bereits auf das Lebhafteste. In diesem Augenblick war Herr von Bergstein und der ganze Heirathsplan völlig vergessen.

„Sie machen mich sehr, sehr glücklich, gnädiges Fräulein!“ sagte Georg begeistert. „Ich habe einen so günstigen Erfolg meiner Bitte kaum zu hoffen gewagt. Und darf ich bald mit dem Werke beginnen?“

„Wann es beliebt, mein Herr.“

„Morgen?“

„Gewiß.“

„Welche Stunde wäre Ihnen die angenehmste?“

„Ich bitte Sie, das zu bestimmen.“

„Sie sind zu gütig, gnädiges Fräulein. Wäre Ihnen Vormittag von elf bis zwölf Uhr recht?“

„Wenn die Zeit für Sie passend ist —“

„Ich möchte Ihnen keinerlei Zwang auferlegen, gnädiges Fräulein — —“

„Ich werde Sie also um elf Uhr erwarten.“

„Ich werde pünktlich erscheinen. Meinen herzlichsten Dank, gnädiges Fräulein! Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

Er verbeugte sich mit feinem Anstande und ging.

Als am Abend desselben Tages der alte Herr von Roden das Zimmer seiner Nichte betrat, hatte diese nichts Eiligeres zu thun, als ihm von dem jungen Maler, welcher ihr Porträt malen werde, zu erzählen.

„Du hast also eingewilligt?“ fragte Herr von Roden.

„Sollte ich dem armen jungen Manne seine Bitte verweigern? Ihn vielleicht der einzigen Gelegenheit berauben, sich den Weg zu einer ehrenvollen Zukunft zu bahnen?“

„Diese Ansicht macht Deinem Herzen wieder alle Ehre, mein Kind. Auch ich bedauerte den Armen, denn er besitzt Anstand und Würde. Es ist nur zu beklagen, daß solch' unbemittelte Leute sich schon so früh fesseln und eine Familie aufbürden.“

„Was sagst Du, Onkel, er hätte eine Familie?“

„Hat er Dir das nicht erzählt?“

„Kein Sterbenswörtchen! — Sprich doch, was ist das mit der Familie?“

„Der junge Mann ist bereits verheirathet! . . . Er hat zwei Kinder!“

Fast wie Unwillen lag es auf dem Gesichte des jungen Mädchens — sie spielte ungeduldig mit den Fingern und sagte endlich verstimmt:

„Mein Gott, was doch die jungen Leute heutzutage für Thorheiten begehen!“

Hortense blieb während des ganzen Abends verstimmt, sie wollte selbst über Herrn von Bergstein nichts hören und ging auf kein Thema, welches der Oheim anregte, ein.

„Was hast Du denn, Kind?“ fragte der alte Herr besorgt.

„Kopfschmerzen!“ antwortete sie lakonisch und sprach nichts mehr, bis Herr von Roden sie verließ.

III.

Am Vormittage des anderen Tages, kurz nach elf Uhr, begann Georg Christ sein Werk. Gleich freundlich wie am vorigen Tage hatte Hortense ihn empfangen, dennoch fiel dem jungen Maler ein unerklärliches Etwas in ihrem Wesen auf. Sie sah ihn manchmal mit einem seltsamen Seitenblick an, und es schien ihm fast, als sei sie nicht so unbefangen wie bei seinem ersten Besuch.

Der Maler war von seinem schönen Modell entzückt, als es die von ihm erbetene Stellung eingenommen hatte. Unwillkürlich blieb er stehen und sah leuchtenden Auges auf das reizende Mädchen hin.

Sie senkte den Kopf vor seinen glänzenden Blicken und schien verlegen zu sein.

„Wenn ich bitten darf, gnädiges Fräulein,“ sprach er endlich, „so fangen wir an.“

Mit dem größten Interesse, das ganz deutlich aus ihren blauen Augen leuchtete, sah sie dem Maler zu. Es interessirte sie jede Bewegung, die seine feine, schmale Hand machte. Bald sann sie darüber nach, ob der begeisterte Ausdruck seines Gesichtes ihr oder dem begonnenen Werke gelte . . . . . Er sah wirklich schön aus, der junge Künstler, wie er so eifrig dem

Schaffen nachhing; er war wohl befähigt, im Herzen eines jungen Mädchens die wärmsten Gefühle wachzurufen . . . Er sprach im Anfang gar nicht, bald aber begann er ein Gespräch. Er erzählte ihr von einem jungen italienischen Maler, welcher sich während des Malens in sein Modell sterblich verliebt habe.

„Ist das in Wirklichkeit vorgekommen?“ fragte sie erröthend.

„Unzählige Male,“ antwortete er keck, „ich könnte Ihnen noch mehrere Fälle erzählen, gnädiges Fräulein.“

Ueber seinem lustigen, ungezwungenen Plaudern schien sich ihre anscheinend trübe Laune merklich aufzuklären. Sie lächelte freundlich und entgegnete in scherzendem Tone:

„So erzählen Sie, mein Herr, dann wird uns die Zeit recht schnell vergehen.“

Mit leuchtenden Augen und lächelndem Gesicht erzählte Georg nun die lustigsten Geschichten, durch den sichtbaren Erfolg, den er bei seiner schönen Zuhörerin errang, stets zu neuem Eifer angespornt. Hortense's üble Laune schwand völlig; als die bestimmte Stunde längst vorüber war, stand Georg noch immer malend und erzählend in ihrem Zimmer. Die zwölf langsamen Schläge der kleinen Salonuhr erinnerten den jungen Mann erst daran, daß nun die höchste Zeit, sich zu entfernen, sei.

Nachdem er gegangen war, begann Hortense sich zu langweilen. Sie wußte nicht, was sie zuerst beginnen sollte und war unlustig zu Allem. Herr von Bergstein, der in Angelegenheit des bevorstehenden Bazars ihr eine Visite machte, fand sie einsilbig und verstimmt, so daß er beim Fortgehen zu Nanette sagte:

„Ihre Herrin scheint ein wenig leidend zu sein, hoffentlich stört sie uns den Bazar nicht.“

Auch Nanette war derselben Meinung.

Als sie am anderen Morgen die ganz eigenthümliche Unruhe, die aus Heiterkeit und Verstimmung gemischte Stimmung Hortense's bemerkte, da nahm sie sich ganz ernstlich vor, den alten Herrn von Roden um Zuziehung eines Arztes zu ersuchen.

Gegen elf Uhr schien „der krankhafte Zustand“ des Fräuleins — wie sich Nanette ausdrückte — am schlimmsten zu werden; das gutmüthige Kammermädchen bedauerte den armen Maler, der heute mit ihrer Herrin zu thun hatte.

Wie erstaunte die Zofe aber, als sie Zeugin des liebenswürdigen, herzlichen Grußes ward, mit welchem Hortense den Maler empfing.

(Fortsetzung folgt.)

Dora's erste Liebe.

Humoreske von B. Materne.

Sie hatten einen Bund ewiger Freundschaft geschlossen — die Blonde, die Schwarze und die Braune.

Die enthusiastische Braune trug sich sogar mit der Absicht, über diese wichtige Thatsache ein Dokument aufzusetzen, das jede mit ihrem Blute unterzeichnen sollte, der Plan scheiterte jedoch am energischen Widerstande der beiden Anderen.

Dem Freundschaftsbunde der Drei drohte plötzlicher Untergang.

Die Schwarze verlobte sich.

Seitdem war kein Auskommen mehr mit ihr.

Sie vernachlässigte ihre Freundinnen, sie behandelte die Beiden mit beleidigender Süffisance und ließ durchblicken, daß sie sich in ihrer neuen Würde über die bisherigen Mädchenthorheiten hoch erhaben glaube. Die beiden Mißhandelten waren zuerst empört, dann wurden sie nachdenklich.

Die Blonde begann zu seufzen und von einem „Er“ zu sprechen, über dessen Person sie vorläufig nur die allerunbestimmtesten Andeutungen gab und an den sie Verse richtete, die den Wunsch aussprachen, für ihn und mit ihm zu sterben.

Eine kleine Weile, dann verfiel auch die Braune in sanfte Melancholie. Sie fand plötzlich, daß der junge Kapellmeister im Nachbarhause wahre Götheaugen habe und sie faßte eine heftige Leidenschaft für einen Schauspieler, den sie als Marquis Posa sah und dem sie seufzend entsagte, als sie vernahm, daß er bereits eine Frau und sieben Kinder sein eigen nenne.

„Ich werde einsam durch's Leben gehen,“ so schrieb die braunlockige Dora in ihr Tagebuch.

Denn sie besaß ein Tagebuch, in das sie ihre heiligsten Empfindungen einzeichnete, ihre Gedanken über die göttliche Weltordnung und ihre Ideen zur Verbesserung derselben. Vetter Hans nannte diese weihevolle Beschäftigung Unsinn. Er war unleidlich, der Vetter Hans, Dora sagte ihm das bei jeder Gelegenheit und er hörte es mit einem Phlegma an, das empören mußte. Alles an ihm war ihr antipathisch; die Art, wie er sprach und sich gab, wie er seine Kravatte knüpfte und den Schnurrbart hängen ließ. Wenn er wenigstens Uniform getragen oder einen Titel besessen hätte zur Entschuldigung seiner beleidigenden Existenz. Aber nichts von Allem. Er hieß Schramm, Hans Schramm und war Besitzer einer Zucker-Fabrik.

Nicht einen Augenblick dachte Dora daran, den Vetter auf den vakanten Thron ihres Herzens zu heben, ebenso leicht würde es ihr eingefallen sein, sich in den Bäckerjungen oder in den Milchmann zu verlieben; er war ihr gar nicht ein Wesen des anderen Geschlechtes, er war einfach der Vetter Hans, weiter nichts.

Eines Tages ging sie durch die Hauptstraße der Stadt. Zwei Herren kamen ihr entgegen. Den Kleineren mit dem unbedeutenden Gesicht kannte sie, es war der Assessor Karst, der Bruder ihrer blonden Freundin. Ein schöner, vornehm blickender Mann ging neben ihm. Sie sah, wie der Fremde bei ihrem Anblick stutzte, wie lebhafte Bewunderung in seinen dunklen Augen aufleuchtete, als er ehrerbietig grüßend zur Seite trat.

Seit diesem Tage traf sich's, daß sie dem Fremden zuweilen begegnete, erst selten, dann immer häufiger. Sie konnte nicht länger zweifeln, daß er ihren Spuren folge.

Unzählig waren die Seiten, die sie in dieser Zeit in ihr Tagebuch schrieb. Hans erkundigte sich, ob sie mit der Abfassung einer fünfaktigen Tragödie beschäftigt sei und brachte die wunderbarsten Titel für dieses gemuthmaßte Dichterwerk in Vorschlag.

Es kam ein großer Tag. Dora traf in der Karst'schen Familie mit dem Fremden zusammen. Er war Pole, hieß Stanislaus Orlowski, besaß ein tiefes, klangvolles Organ, leichten, fremdländischen Accent, ein höchst unglückliches Vaterland und eine düstere Familiengeschichte.

Dora trug im innersten Schrein ihres Herzens ein Ideal mit sich herum, das aus irgend einem verbotenen Romane geschnitten war, der schöne Pole war die Verkörperung dieses Ideals.

Am nämlichen Abende goß sie ihrem Vetter Essig in den Thee statt des Araks.

Er reichte ihr mit resignirtem Lächeln die Tasse zurück.

„Bist Du bei der Katastrophe angelangt, Dorel?“ fragte er theilnehmend.

Dann mit heuchlerischer Beflissenheit: „Darf ich einen guten Rath wagen? Laß Keinen am Leben. Wie die jungen Lämmer, die zur Schlachtbank geführt wurden, müssen sie am Ende des fünften Aktes nebeneinander liegen. Bleibt Einer oder der Andere übrig, den Du auf anständige Weise nicht aus der Welt zu schaffen weißt, so laß meinetwegen den Souffleur hervorstürzen und den Rest niedermetzeln. Das ist zum mindesten originell und Originalität ist in unseren Tagen die Hauptsache.“

Wochen vergingen. Orlowski war der Löwe des Kreises geworden, in dem Dora verkehrte. Die Frauen schwärmten für ihn, die Männer nannten ihn einen guten Kameraden.

Dora's Liebesgeschichte war in das Stadium der geflüsterten Worte und der verstohlenen Händedrücke getreten.

In der Familie begann man Verdacht zu schöpfen, Dora's würdige Mama äußerte sich abfällig über die Polen im Allgemeinen.

„Diese Menschen leiden an politischer Schwärmerei," sagte sie. „Sie sind ein gefährliches Volk."

Hans hörte andächtig zu. Er nickte verständnißinnig und citirte Verse eines Heine'schen Gedichtes, die das Schrecklichste bewiesen.

Vor solcher Bosheit erstarb in Dora die letzte Regung verwandtschaftlicher Liebe. Sie haßte den Vetter, sie hoffte zur Ehre der Menschheit, daß die Erde ein Ungeheuer gleich ihm nicht zum zweiten Male aufzuweisen habe.

Sie schrieb in ihr Tagebuch: „Er ist ein Nero, ein Caligula." Dann drei dicke Ausrufungszeichen und ein Klex.

Hierauf ein Zwischenraum von mehreren Zeilen, die Kluft zwischen Himmel und Hölle andeutend und unter diesem in schöngeschwungenen Lettern: „Mein Stanislaus ist ein Engel!"

Wenige Tage später saß Dora vor dem Klavier in ihrem Zimmer. Sie ließ die Finger leise über die Tasten gleiten und träumt — von Ihm — natürlich!

Da klopfte es und in der Thürspalte erschien ein ungeheurer Rembrandthut, unter dem dunkle, lachende Augen hervorblitzten.

Loralie, die Schwarze des Freundschaftsbundes, schlüpfte in's Zimmer. Sie umarmte die Freundin, warf einen Blick in den großen Toilettenspiegel, gab dem Rembrandthut einen kleinen Ruck nach der linken, der granatrothen Brustschleife einen solchen nach der rechten Seite und fragte dann eifrig: „Weißt Du's schon?"

„Was?"

„Daß er fort ist."

„Wer?"

„Orlowski. Gestern Abend ist er abgereist. Wichtige Familienangelegenheiten. Man kennt Das! Seine Gläubiger trauern in Sack und Asche. Das Verhältniß mit der hochblonden Grevy vom Stadttheater soll ihn vollends ruinirt haben. Die Grevy ist ein Vampyr, sagt mein Max. Eben komme ich von Karst's. Große Familienszene dort, Hulda in Thränen. Stelle Dir vor, daß dieser Orlowski identisch ist mit dem Unbekannten, an den sie die schlechte Verse gemacht hat. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit hat sie mir eben ihre ganze Liebesgeschichte erzählt. Ich wünsche Hulda gewiß nichts Böses, aber unter uns gesagt, eine kleine Abkühlung kann ihr nicht schaden. Sie ist gar zu sentimental, sagt mein Max. Doch ich muß gehen, Liebste. Ich will noch zu Buddenbrocks. Neugierig bin ich, was Magda Buddenbrock zu der Affaire sagen wird! Erinnere Dich, wie sie mit ihm kokettirt hat. Es war skandalös, sagt mein Max."

Ein letzter Kuß, ein letzter Blick in den Spiegel und fort war sie.

Dora saß erstarrt. Sie überlegte, ob sie Gift nehmen oder in's Wasser gehen solle. Schließlich verfiel sie in Weinkrämpfe. Als sie zu sich kam, war sie bleich aber gefaßt; Niemand sollte ahnen, was sie litt.

Hans war am Abende liebenswürdiger als je bisher. Er lenkte geschickt den Redestrom der sichtlich entrüsteten Mama von dem Uebelthäter ab, und beim Abschiede küßte er seinem blassen Bäschen zärtlich die Hand.

Dora erröthete heftig bei der ungewohnten Galanterie des Vetters. Sein Mitgefühl that ihr wohl. Sie fand plötzlich, daß er gar nicht häßlich sein würde, wenn er bewogen werden könnte, die Kravatte sorgsamer zu knüpfen und den Schnurrbart aufwärts zu drehen.

Noch am nämlichen Abende holte sie ihr Tagebuch hervor Sie machte einen dicken Strich durch den „Nero und Caligula" und einen noch dickeren durch den „Engel".

Die Neufchateller Käsefabrikation beruht nach dem „Bayrischen Senn" keineswegs auf Anwendung besonderer Geheimmittel, sondern sie ist lediglich auf empirischem Wege, d. h. auf Grund verschiedener Erfahrung zu der hohen Stufe der Entwickelung gelangt, die sie heute einnimmt. Der Neufchateller Käse ist von allen Käsearten wohl der weichste. Die Milch wird, wenn sie gemolken, noch warm in Krüge gegossen und dann gelabt; die Krüge werden in Kisten gestellt und mit wollenen Decken bedeckt. Nach 48 Stunden werden die Krüge in hölzerne, mit Gewebe ausgekleidete Körbe gelegt und läßt die Masse 12 Stunden hierin abtropfen, worauf sie 24 Stunden lang in Tüchern gepreßt wird. Man knetet und reibt den Käse so lange, bis er eine gleichartig und gleichförmige Masse bildet. Derselbe wird dann in kleine Formen gethan, die 120—130 Gr. fassen. Die Käse werden mit sehr feinem und trockenem Salz bestreut, ungefähr ½ Kgr. auf 100 Käse. Nach 24 Stunden werden sie auf Latten gelegt, die mit Stroh bedeckt sind, und zwar quer über das letztere, so daß sie um die Länge ihres Dickedurchmessers von einander entfernt sind. Nach zwei Tagen werden die Käse vorsichtig in der Weise gewendet, daß die erwähnten Zwischenräume nun von ihnen belegt sind. Nach ferneren drei Tagen werden die Käse auf die hohe Kante gestellt und nach fünf Tagen auf die andere umgewendet. Nachdem so die Käse weitere fünf Tage noch immer in demselben Raume gestanden und sich mit einem sammetartigen Blau bekleidet haben, werden sie nach einem anderen mehr luftigen Raume gebracht und noch zwei Mal von fünf zu fünf Tagen auf der hohen Kante gewendet. Um diese Zeit sollen alsdann rothe Flecken erscheinen; sind deren nur wenige und diese zu trocken, dann ist die Luft des Raumes nicht feucht genug; zerfließen die Flecke vor Weichheit, dann ist der Raum zu feucht und sind diese Verhältnisse hiernach zu regeln. Ueberzieht sich der ganze Käse gleichmäßig mit den rothen Flecken, dann wird einen Monat lang alle zehn Tage und schließlich nur alle vierzehn Tage gewendet. Nach drei Monaten soll der Käse reif sein und dann eine butterartig weiche, gleichmäßige Masse ohne weiße und trockene Krümel im Innern und ohne eine Kruste nach Außen bilden. Gewöhnlich wird der Neufchateller Käse von frischer Milch gemacht, ausnahmsweise auch aus Milch und Rahm oder aus abgerahmter Milch. Wegen seiner Weichheit kann dieser Käse nur in Staniol verpackt versandt werden. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl Landwirthe in dem Neufchateller Arrondissement widmet sich fast ausschließlich diesem Produktionszweige, ja es giebt größere Güter, von welchem man fast sagen könnte, daß ihr ganzer Betrieb der Erzeugung dieses Markt-Artikels angepaßt sei. Man rechnet nicht selten dort, daß dem Hektar Boden ein gewisses Quantum Milch entsprechen müsse, welches in der Gestalt von Käse den und den Werth repräsentire und basirt also die Rentabilität des Betriebes lediglich auf dem letzteren Artikel. Daß dem entsprechend sowohl der Betrieb, wie die gesammte Anlage und Einrichtung der Baulichkeiten u. s. w. auf diesen Zweck zugeschnitten sind, erscheint daher wohl selbstverständlich. Trotz des nicht geringen Rindviehbestandes genügt die Milch nicht für die Ausdehnung, welche diese Käsefabrikation auf einzelnen Gütern erlangt hat und werden täglich noch mehrere tausend Liter auf denselben zugekauft. Die Abfälle der Käsefabrikation dienen außerdem der in größerem Maßstabe betriebenen Schweinemästung, welche demnach den zweiten spekulativen Betriebszweig einer solchen Wirthschaft bildet.

Vom Küchentisch. In der Versammlung des Magdeburger Angler-Vereins stand kürzlich die Frage auf der Tagesordnung, welche Wahrnehmungen beim Genuß der Barbe in Bezug auf Schädlichkeit 2c. gemacht worden sind, und wir wollen nicht unterlassen, danach den Hausfrauen folgenden Wink zu geben: Die Barbe, ein sonst wohlschmeckender Fisch, suche man lebend in die Hand zu bekommen, schneide sie auf und entferne sorgfältig die sämmtlichen Eingeweide, auch den Rogen, welcher namentlich schädliche Substanzen enthält. Auch suche man das Blut aus dem Körper des noch lebenden Fisches so viel als möglich dadurch zu entfernen, daß man die auf den Längsseiten desselben deutlich sichtbare Hauptader in der Schwanzgegend mit einem scharfen Messer durchschneidet. In diesem Zustande kann die Barbe gekocht und ohne jede Besorgniß verzehrt werden.

Ueber die Selbstentzündung der Steinkohlen. Während Durand die Selbstentzündung der Kohle in der Grube dadurch erklärt, daß sich zunächst der in der Kohle vorhandene Schwefelkies erhitzt und entzündet, dann unterstützt durch die Bewegungen der Massen und die Einwirkung des Staubes die Kohlen bis zur Entzündung erwärmt, besteht nach Versuchen von Fayol die erste und wesentlichste Ursache der Selbstentzündung in der Sauerstoffaufnahme der Kohle selbst. Diese erfolgt um so schneller, je feiner die Kohle vertheilt und je höher die Temperatur ist. Die Entzündung staubförmiger Brennstoffe tritt ein: von Lignit bei 150°, Gaskohle 200°, Coakeskohle bei 250° und bei Anthracit bei 300° und darüber. Als gepulverte Kohle und Schwefelkies bei 200° erwärmt wurden, hatte nach vier Tagen die Kohle 6 pCt., der Kies nur 3,5 pCt. Sauerstoff aufgenommen. Kohle absorbirt den Sauerstoff somit schneller als Kies. Als ferner 900 g Kohlenpulver und 3350 g gepulverter Schwefelkies in Blechbüchsen gefüllt in eine Trockenkammer gestellt wurden, verhielten sich Kohle und Kies bis zu 135° fast gleich; dann blieb die Kiestemperatur fast unverändert, die Temperatur des Kohlenpulvers stieg aber schnell, bis einigen Stunden die Entzündung eintrat. In einem auf 200° erwärmten Raume erhitzte sich die Kohle rasch, erreichte nach 40 Minuten etwa 200° und entzündete sich, während der Kies erst etwa 150° warm war. Reine Kohle erhitzte sich somit schneller als reiner Kies. Weitere Versuche ergaben, daß ein Zusatz von Schwefelkies die Entzündung des Kohlenpulvers keineswegs beschleunigt. Vielfache Beobachtungen haben ferner ergeben, daß selbst in sehr schnell brechenden Abbauen die Massen sich nicht merklich erhitzen. H. de la Goupillère hat berechnet, daß in 5 m hohen Abbauen ohne Vorsatz ein vollständiger Bruch die ganze Masse nur um $\frac{1}{17}$° erwärmen kann. (Ind.-Bl.)

Verantwortlicher Redakteur i. V.: S. Ptaszynski in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.